

Das Spital und die Armen – Bettler im 18. Jahrhundert

– Aus der Geschichte des Langenzener Spitals –

Am 17. Oktober 1748 erschien ein schäbig gekleideter Mann an einem der vier Tore der markgräflich-ansbachischen Stadt Langenzenn. Der auf einem Esel reitende krüppelhafte Buchbinder wandte sich an die Torwache und erklärte, er bäte als ein bedürftiger Bettler, der an einer Gliederkrankheit leide, um ein Almosen. Auch fügte er hinzu, er sei von weither aus der Schweiz als seinem Heimatland umhergezogen, um seinen Lebensunterhalt bei mildtätigen Menschen zu sammeln. Der Wächter schickte ihn zum städtischen Spital. Nach dem Erledigen der notwendigen bürokratischen Erfassung erhielt der Arme sechs Kreuzer. Damit konnte er sich wenigstens zwei Tage seine Existenz sichern. Glücklicherweise über dieses Geldgeschenk konnte er weitergeritten sein, möglicherweise hat er aber auch die Nacht im Armenhaus der Stadt verbracht, um am nächsten Morgen seine mühevollen Reise fortzusetzen.

So oder ähnlich mag sich eine Szene abgespielt haben, die nichts Ungewöhnliches war in jener Zeit. Die Liste in dem Rechnungsbuch des Spitals für das Jahr 1748 weist den Schweizer als Nummer 597 aus, bis zum Jahresende sollten es 780 werden. 1757 war mit 1015 Nummern das Spitzenjahr des Jahrhunderts erreicht. Unter den meisten Nummern sind mehrere Empfänger zusammengefaßt, so daß die reale Zahl der Empfänger noch weit höher lag als die der Austeilungen. Dazu kamen noch die Geldgaben an Ortsarme. In einer jüngst fertiggestellten Arbeit von Frank Präger über die Almosenvergabe des Spitals der Stadt Langenzenn werden für den Zeitraum 1696–1791 insgesamt 11343 ortsfremde und 391 ansässige Arme, die von dem Spital eine Geldzuwendung erhalten hatten, namentlich erfaßt und beschrieben. Dieser kleine, aber dennoch repräsentative Querschnitt durch die bedürftige Bevölkerung zeigt, in welchem Ausmaß bereits vor der

Industrialisierung Not und Elend geherrscht haben. Viele Menschen waren gezwungen, als Vaganten ihren Lebensunterhalt zu erbetteln. Keine große Geschichte der Herrscher, keine Kriegs- oder Verfassungsgeschichte wird hier geschrieben, sondern der Blick fällt auf die Außenseiter der Gesellschaft, auf soziale Randgruppen, die auf die finanzielle Unterstützung der Kommunen, Kirchen und privater Wohltäter angewiesen waren. Sie stehen im Mittelpunkt der Darstellung.

Nach dem Willen der Obrigkeit hätte es vagierende Bettler im 18. Jahrhundert gar nicht geben dürfen, da jede Gemeinde verpflichtet war, ihre Armen selbst zu versorgen. Doch die Flut von Erlässen, Anordnungen, Mandaten und anderen Schriftstücken zeigte nur die Ohnmacht, die bestehenden Verhältnisse in einem territorial zersplitterten Gebiet in den Griff zu bekommen. Erste Versuche, mit Strafanstalten und Arbeitshäusern, die meist seit der Mitte des Jahrhunderts in den einzelnen Territorien eingerichtet wurden, die Zahl der herumziehenden Menschen zu verringern, führten zu keiner durchgreifenden Veränderung der Situation. Berittene Streifen machten regelrechte Jagden auf heimatlos herumziehende Menschen, fingen aber nur wenige Kranke und Schwache. Nach einer Bestrafung mußten auch diese oft wieder ihrem Leben auf der Straße überlassen werden. Selbst eine Brandmarkung oder Verbannung aus dem eigenen Land nach Abschwörung der sogenannten Urfehde, nach dem Verlassen des Landes nie wieder zurückzukommen, wurde in vielen Fällen nicht beachtet. Die Kontroll- und Überwachungsmöglichkeiten waren gering und nicht recht effektiv. Weder territoriale noch konfessionelle Grenzen bildeten unüberwindliche Hindernisse für die Vagierenden. Die Ansigung der Unterschichten gelang weitgehend erst im 19. Jahrhundert.

Die Untersuchung zeigte eine breite berufliche und geographische Streuung. Mehr als die Hälfte aller fremden Bettler waren entlassene Soldaten und deren Angehörige. Viele verwundete arbeitsunfähige Soldaten stammten aus den Osmanischen Kriegen, aber auch aus dem Österreichischen Erbfolgekrieg oder den Schlesischen Kriegen. Einfache Soldaten und Offiziere, Hirten und verarmte Adelige, Bergleute und Handwerker, Studenten, Pfarrer, Schulmeister und Rektoren repräsentieren die Gesellschaft in all ihren Gegenpolen. Auffallend ist das fast völlige Fehlen der nahrungsmittelproduzierenden Berufe, obwohl der bäuerliche Anteil an der Bevölkerung zwischen 70 und 80 Prozent betrug. Hier reichte wohl Grund- und Boden noch aus, zumindest die eigene Familie zu ernähren. Auch „klassische“ Arme wie Hirten, Komödianten, Musikanten, Abdecker und Scharfrichter waren nicht oder nur marginal vertreten. Nur einige Musikantengruppen, in den meisten Fällen arbeitslose Bergwerker aus Böhmen, bilden hier eine Ausnahme. Auch Juden und Zigeuner kamen nur vereinzelt in den Genuß des städtischen Almosens, wenn sie entsprechende Zeugnisse von Behörden vorzeigen konnten. Ansonsten besaßen die Juden eigene Unterstützungskassen, die Zigeuner waren als Randgruppe eher der Verfolgung ausgesetzt als daß sie von offiziellen Stellen Unterstützung erhielten.

Sehr viele Arme kamen aus Franken, aber auch aus Sachsen, Thüringen, Böhmen, der Oberpfalz, Schwaben und dem Elsaß. Der Austausch fand aber vorwiegend im Westen mit Schwaben und im Osten mit der Oberpfalz statt. Aus Norddeutschland und Bayern im Süden kamen auffallend weniger Arme. Ausnahmen bilden hier nur Hessen, das Vogtland, Thüringen und Sachsen. Daneben waren auch zahlreiche Flüchtlinge aus Österreich und Frankreich aus Glaubensgründen vertrieben worden. Kleinere Gruppen, die zumeist für den Loskauf von Gefangenen der Türkenkriege sammelten, stammten aus Norditalien, auch einige Kaufleute. Einzelne Bedürftige waren aus Spanien, Portugal, Schweden, der Türkei und anderen Ländern.

Bemerkenswert alt wurden manche Arme und erreichten das achte, einzelne sogar das neunte Lebensjahrzehnt wie Heinrich Ludwig Neuendorff aus Hildburghausen an der Werra, der in diesem Alter insgesamt 33mal nach Langenzenn kam, um dort vom Spital sein Almosen abzuholen. Bei ihm wird deutlich, welche große Entfernungen die Bettler auf ihren Touren zurücklegen mußten, denn auch aus Hart bei Bregenz am Bodensee, aus Leer in Ostfriesland oder Brandenburg kamen Arme nach Langenzenn. Der Hauptteil der Bedürftigen lag, vom Alter betrachtet, im arbeitsfähigen Bereich etwa zwischen 33 und 58 Jahren. Diese Menschen waren aber meist durch einen Unfall oder Krankheit an der Ausübung ihres Berufs verhindert.

Die Ursachen für die Verelendung vieler Menschen im 18. Jahrhundert waren vielfältig. Neben dem Bevölkerungswachstum und dem Arbeitsmangel durch Überbesetzung der wenigen Handwerksstellen waren es Folgen von Naturkatastrophen, die zu Hungersnöten führten, Brände in Städten, Kriegseinwirkungen, Vertreibungen aus religiösen Gründen, Unfälle, Verlust des Ehepartners, Alter und Krankheiten, die Menschen oft aus einer geregelten Lebensführung in die Armut brachten. Das Anwachsen der Bevölkerung war den meisten Menschen nicht unmittelbar bewußt. Arbeitsmangel wurde schon öfter als Grund für die schlechte Lebenssituation angeführt. Die Hungersnöte der Jahre 1710/11, 1739 bis 1741 und 1770 bis 1772 spiegeln sich in den höheren Summen der ausgeteilten Gelder wider. Nach der letzten großen Hungerkatastrophe der 70er Jahre stellte das Spital auch seine Zahlungen an fremde Bettler fast völlig ein und konzentrierte seine Unterstützungsmaßnahmen auf die in Langenzenn lebenden Armen. Brandkatastrophen in den eng bebauten Märkten und Städten führten oft zum Abbrennen ganzer Viertel und Stadtteile, der Verlust von Häusern konnte dabei im Frieden durch Brandstiftung geschehen. Kriegshandlungen, aber auch Vertreibungen aus religiösen Gründen, konnten viele Menschen aus ihren angestammten Wohnsitzen vertreiben. Treppenstürze, Unfälle auf der Reise oder bei der Arbeit führten in vielen Fällen zur Arbeitsun-

fähigkeit und damit zur Verelendung. Hier gab es besonders gefährdete Berufe wie Mühlknechte oder Zimmerleute.

Die meisten der Geldempfänger litten echte Not, doch es gab auch schwarze Schafe unter ihnen. In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschien am Hof des Bischofs von Würzburg ein fremder Mann und berichtete, er sei der Sohn eines türkischen Großwesirs, während der Schlacht bei Peterwardein in Ungarn gefangengenommen, dann am Hof Kaiser Karls VI. erzogen und getauft worden. Von dieser Geschichte beeindruckt, stellten ihm die Kanzlisten darüber ein Attest aus, das vom Bischof Friedrich Adam von Seinsheim persönlich unterzeichnet wurde. Mit ihm fuhr er standesgemäß in einer Kutsche durch die Lande, sammelte unterwegs Almosen als Reisespesen, angeblich für eine geplante Pilgerreise nach Rom. Doch als er sich in protestantischen Herrschaften als überzeugter Lutheraner ausgab, entdeckte ein eifriger Amtmann, daß es sich hier um einen Betrugsbettel handelt. Am 23. September 1758 hatte er sich auch in Langenzenn vom Spital ein Geldalmosen abgeholt. Dies war ein besonders ausgefallener Fall von Betrugsbettel. Drei Gulden erhielt der Gauer vom Spital der Stadt Langenzenn, das sind umgerechnet 180 Kreuzer. Eine große Summe, verglichen mit den zwei bis drei Kreuzern, die gerade das tägliche Existenzminimum für eine Person darstellten und dort üblicherweise pro Person an durchreisende Arme abgegeben wurden. Ein anderer getaufter arabischer Prinz war bei dem Pfarrer des nahegelegenen Seukendorf recht energisch aufgetreten, hatte vorgehalten, er habe bereits von anderen Pfarrern immer vier oder fünf Gulden erhalten. Von diesem mutmaßlichem Betrüger kann zumindest gesagt werden, daß er Arabisch konnte. Er hatte nämlich den Empfang des Geldes mit seiner Unterschrift quittiert. Eine Überprüfung ergab, daß sie tatsächlich Sinn ergab und keine kunstvolle Fälschung war. Andere Hochstapler begnügten sich damit, etwa mit Hilfe eines ledernen Futterals einen gelähmten Arm vorzutäuschen.

Bevorzugt wurden die Ortsarmen Langenzenns, größtenteils Bürger der Stadt, die weit

höhere Gaben erhielten als die Fremden. Sie brauchten das Geld hauptsächlich für Lebensmittel, Arztkosten, Medikamente oder Bekleidung. So wurde den Kindern der Armen oft für den ersten Gang zum Abendmahl Geld für Schuhe oder Kleider gegeben. Auch Bestattungskosten wurden oft übernommen. Sie gingen an den Schreiner für die Anfertigung des Sarges und den Totengräber. Die Bestattung selbst wurde oft gratis von der Kirche durchgeführt.

Bei den Ortsarmen wurden auch verwandtschaftliche und finanzielle Verhältnisse betrachtet und ihre Wohnsituation betrachtet, wozu bei den Vagierenden keine oder nur spärliche Informationen vorlagen. Die arme Bevölkerung Langenzenns war eng miteinander verwandt und verschwägert, so daß Hilfe von der Verwandtschaft kaum zu leisten war. Es fanden sich sogenannte geschlossene Heiratskreise, in denen Arme mit Armen heirateten. Zumeist lebten die Ortsarmen im Spital oder in Zinswohnungen, aber auch im Siechkobel, Hirtenhaus, Kloster, in den Tortürmen, im Armen- oder Gemeindehaus oder in der städtischen Ziegelhütte. Einige wenige besaßen sogar ein eigenes Haus. Viele Ortsarme waren verschuldet, manche hatten vom Spital selbst Gelder geliehen. Die Beträge waren oft über längere Zeiträume entliehen und konnten nur schwer zurückgezahlt werden. Das im Anhang beigefügte Testament einer Spitalinsassin von 1795 zeigt anschaulich den Besitz einer der Almosenempfängerinnen. Auch sie hinterließ dem Spital einige Ausstände.

In der Schriftenreihe des Archivs des St. Katharinenospitals Regensburg „Studien zur Geschichte des Spital-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesens“ erschien die vorgestellte Arbeit als zweiter Band. Das 251 Seiten starke Buch mit Orts- und Personenregister hat als Beilage eine Microfichebeilage mit den Daten aller Almosenempfänger und erschien im Friedrich Pustet Verlag in Regensburg. Es ist für DM 49,80 über den Buchhandel zu beziehen.

Eberns Heimatmuseum neu in den Blickpunkt gerückt

Einen weiten Schritt, das Eberner Heimatmuseum als Kulturort vorzustellen, unternahm der wissenschaftliche Leiter Dr. Georg Habermehl mit dem Konzept einer regional-kundlichen Veranstaltungsreihe. Bereits die Auftaktveranstaltung am 28. Februar fand großen Anklang. Der Vorstand des Bürgervereins Ebern als Museumsträger lud die Musikgruppe „Intermusica“ ein. Dabei flocht Gruppenleiterin Dr. Karin Meyer-Jungclausen geschickt musikhistorisches Hintergrundwissen in den Konzertvortrag ein. Interpretiert wurden Stücke nach in Franken aufgezeichneten Originalnoten aus den Jahren 1784, 1843/79 und 1904.

Vor 13 Jahren gründete Dr. Meyer-Jungclausen die Gruppe „Intermusica“. Damals, wie heute auch, war es ihr größter Wunsch, der Folkloremusik ein größeres Ansehen zu verschaffen. Daher wird ausschließlich auf nachgebauten alten Instrumenten musiziert, nach überlieferten Notenschriften. Das Repertoire der Gruppe reicht von irischer, schottischer, israelischer und südamerikanischer Musik bis zu Klezmer-Stücken und Liedern des Balkans. In einem Halbjahresrhythmus übt sie die verschiedenen Richtungen, denn Abwechslung ist den Musikern ebenso wichtig wie Professionalität.

Besondere Notenfunde

Auf drei Sammlungen fränkischer Notenschriften stützte sich der musikalische Vortrag: die Handschrift von Heinrich Nicol Philipp aus dem Jahr 1784, die „Aidhäuser Notenschrift“ von Johann und Konrad Wildanger aus den Jahren 1843/44 und 1870/82 und eine Sammlung der Reihe „fränkisch gespielt“.

In vielen Fällen ist es dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege zu verdanken, daß Musikgruppen, die sich auf alte

Folklore spezialisiert haben, die dazu nötigen Notenschriften bekommen. Dr. Reinhart Worschech schreibt als Geleitwort in der Sammlung „fränkisch gespielt“: „Das Tanzverständnis und somit auch der Bedarf an volkstümlichen Notenmaterial ist in den letzten Jahren spürbar gestiegen. Erfreulicherweise nimmt sich der Bayerische Landesverband für Heimatpflege mit Großzügigkeit, Wohlwollen und Verständnis insbesondere der fränkischen Volksmusik an.“¹⁾ Werden alte Noten in Franken entdeckt, gelangen sie zu der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik, die mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege in Verbindung steht. Dort wird das Material gesichtet, ausgewertet und rekonstruiert. Auch alte Schellackaufnahmen aus den Jahren 1908 bis 1930 werden in Zusammenarbeit mit dem Volksmusikarchiv Oberbayern überarbeitet und in Schriftform gebracht. Dr. Meyer-Jungclausen dagegen wird oftmals fündiger, wendet sie sich an andere Gruppen. Dort erhalte sie handgeschriebene Zettel oder muß selbst die Stücke von Kassette auf Papier übertragen. Denn meist würde dieses Wissen nur mündlich von Generation zu Generation weitergegeben.

Selten werden solch sensationelle Notenfunde gemacht, wie das bei den ausgesuchten Stücken für das Konzert der Fall war. Als zweitälteste Notenschrift aus Franken entpuppte sich ein Fund, den Winfried Röhner aus Aidhausen beim Stöbern in seiner Scheune machte. Ein alter Schrank beherbergte ein Geheft mit Musikstücken, die teils in Tinte, teils in Bleistift verfaßt sind. Die Eintragungen stammen von Johann Wildanger aus den Jahren 1843/44 und von Konrad Wildanger aus den Jahren 1879/82. Wie die Beratungsstelle für fränkische Volksmusik in Nürnberg bestätigte, handelt es sich bei dem Fund um die zweitälteste Niederschrift aus Franken. Sie beweist, daß der „Ländler“ auch in Franken einen Ursprung hat.